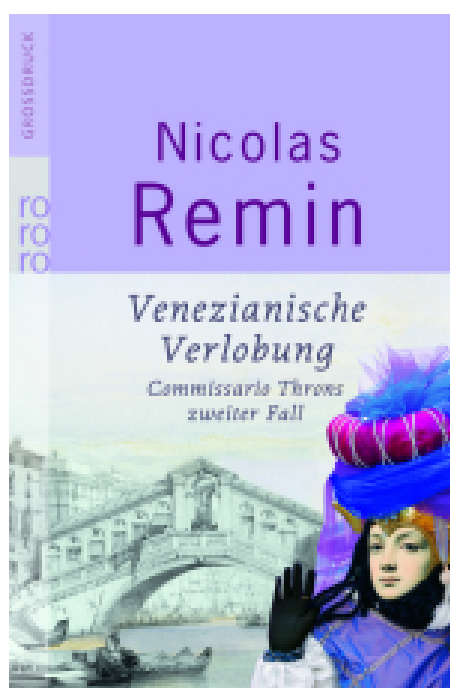


Leseprobe aus:

**Nicolas Remin**

# Venezianische Verlobung



Der *sandalo* war lächerlich klein, höchstens drei Meter lang, dafür aber war das Boot, wie der Mann schnell feststellte, außerordentlich wendig. Als er seinen Rhythmus gefunden hatte (ein Ruderschlag kam auf vier Atemzüge), lagen die Ruder bequem in der Hand, und das leise Klatschen, das sie beim Eintauchen ins Wasser machten, war kaum zu hören. Wäre der kalte Nebel nicht gewesen, der mit jedem Ruderschlag dichter wurde, hätte es ihm sogar Spaß gemacht, durch die nächtlichen Kanäle zu rudern.

Die Sicht betrug höchstens drei Meter, und er hielt sich sorgfältig in der Mitte des Kanals, um nicht an einen der hölzernen Stege zu stoßen, die bei Flut nur knapp über der Wasseroberfläche lagen. Die Hausfassaden, die sich als schwarze, kompakte Massen zu beiden Seiten des *rio* auftürmten, zogen vorüber wie ferne Vorgebirge. Ein paar Ruderschläge lang fühlte er sich in die Zeit zurückversetzt, als

die Lagunenstadt noch ein Gewirr aus schilfbewachsenen, unbewohnten Inseln gewesen war.

Als Gelächter aus einem der Fenster drang, an denen er gerade vorüberglitt, fuhr sein Kopf ruckartig herum. Das Gelächter schwoll an, zerfiel dann wie morsches Gestein in trockenes Kichern und erinnerte ihn daran, wie er sie zum ersten Mal gesehen hatte: kichernd in einer Gruppe von anderen jungen Frauen, die (es war ein sonniger Frühlingsmorgen gewesen) in weißen, luftigen Kleidern auf der Piazza vor dem Café *Quadri* gestanden hatten.

Vor fünf Minuten hatte er die Mündung des Rio di San Luca passiert und steuerte den *sandalo* jetzt vorsichtig in den Rio della Verona. Sein Ziel war das vierte Haus auf der linken Seite, ein kleines zweistöckiges Gebäude mit schadhaftem Putz und einem reparaturbedürftigen Dach. Er würde es auch bei dichtem Nebel daran erkennen, dass der kleine Holzsteg vor dem Wassertor mit einem weißen Geländer versehen war.

Heute Nachmittag hatte er kurz mit dem Gedanken gespielt, eine große Flasche Grappa zu kaufen, den Korken wegzuwerfen, sich volllaufen zu lassen und notfalls zwei Tage lang

die Luken dicht zu machen. Aber er wusste, dass das keine Lösung war, und seine Hände verkrampften sich um die Ruder. Dann sah er das weiße Geländer durch den Nebel schimmern und darunter den Steg.

Er legte die Ruder ab, wobei er sorgfältig vermied, ein Geräusch zu verursachen. Dann stand er vorsichtig auf, zündete sich eine Zigarette an und blies einen Rauchring in den Nebel. Ohne Überraschung registrierte er, dass der Rauch regungslos in der feuchten Luft verharrte. Schließlich bückte er sich und griff nach der Leine, die am Bug des *sandalo* befestigt war. Beim Bücken presste sich die Lederscheide, in der sein Messer steckte, gegen seine Hüfte.

Das Mädchen trug ein dünnes Kleid, darüber einen zerschlissenen Umhang aus dunkelbraunem Stoff, der knapp unter ihren Knien endete, und der Schnelligkeit wegen einfache Leinenschuhe. Im Schein der Gaslaternen, die den Eingang des *Teatro La Fenice* zu beiden Seiten flankierten und kränklich durch den dichten Nebel schimmerten, färbte sich ihr Haar fast goldblond. Der Laternenschein betonte die Schönheit ihres Gesichtes, das von dem feinen

Sprühregen, der durch die Nebeldecke herabsickerte, klitschnass war. Das Mädchen strich sich mit der Hand über die Stirn, so als könne sie den Nebel wegwischen wie einen feuchten Fleck auf einer Tischplatte, aber die Nässe schien an ihr zu kleben wie Spinnweben.

Ihre Mundwinkel zogen sich verächtlich nach unten, als ihr Blick zwei jüngere Mädchen streifte, die auf der anderen Seite des Eingangs warteten, um nach der Vorstellung Sträußchen aus Strohlumen zu verkaufen – mit einem artigen Knicks. Bei dem Gedanken, dass sie bei *ihrer* Arbeit einen Knicks machen könnte, musste sie lachen.

Pünktlich um halb elf drang ein Glockenschlag von San Stefano durch den Nebel, und fast gleichzeitig gingen die Lichter im Foyer an. Ein paar Minuten später kamen die ersten Opernbesucher von der Garderobe, und die livrierten Diener rissen die Türen auf. Einen Augenblick lang wehte ein Schwall stickiger, warmer Luft aus dem Foyer des Fenice-Theaters auf den kalten Vorplatz, und ein schartiger Lichtstrom von Gelb und Orange ließ den Nebel über den Eingangsstufen aufleuchten.

Dann strömten die Besucher ins Freie, und

mit einem Mal hatte sich der Campo San Fantin, der vor zehn Minuten lediglich von einem knappen Dutzend frierender Diener bevölkert worden war, in einen Bienenstock aufgeregter und schnatternder Opernbesucher verwandelt. Alle rannten durcheinander, schrien Namen und Befehle, verloren sich in der nebligen Dunkelheit, fanden sich wieder und bildeten ein Gewirr von Blendlaternen und Fackeln, deren Lichter die Colliers der Damen aufblitzen ließen wie Münzen in einer Pfütze.

Das Mädchen löste sich von seiner Position und setzte sich in Bewegung. Sie durchquerte den Campo mehrmals in verschiedenen Richtungen, und ein paar Minuten später hatte sie eine geeignete Person entdeckt: einen Mann in einem karierten Mantel, vermutlich ein wohlhabender Fremder, der zwei Schritte von ihr entfernt einem der albernen Mädchen ein Strohblumensträußchen abkaufte. Nachdem er seine Börse in der rechten Manteltasche verstaut hatte, nahm er die Blendlaterne, die er vor seinen Füßen abgestellt hatte, wieder auf und bog langsam in die Calle della Fenice ein, mit zögernden, unsicheren Schritten, so als würde er sich auf Glatteis bewegen.

Das Mädchen folgte ihm vorsichtig, wobei es drei Schritte Abstand hielt. Dann schloss sie lautlos zu ihm auf. Sie grinste, als ihre Finger, zart wie Schmetterlingsflügel, in seine rechte Manteltasche glitten und die Börse herauszogen.

Später sagte sie sich, dass es eine Scherbe gewesen sein musste, auf die sie getreten war – eine Glasscherbe, die durch die dünne Sohle ihres rechten Leinenschuhs schnitt und sich in ihren Fuß bohrte.

Sie stieß einen Schrei aus, versuchte zu spät, ihr Gewicht auf das andere Bein zu verlagern, und fiel schmerzhaft auf die Knie. Zu allem Überfluss bogen in diesem Moment zwei Carabinieri in die Calle della Fenice ein. Als ihre Helme und ihre schräg über die Brust laufenden weißen Lederriemen aus dem Nebel auftauchten, ging plötzlich alles sehr schnell – zugleich aber kam es ihr langsam vor, fast wie die Serie von graubraunen Daguerreotypien, die sie gestern im Schaufenster eines Fotografen an der Piazza gesehen hatte.

Sie öffnete den Metallverschluss der Börse in ihrer Hand und drehte die Börse um, so-

dass die Münzen auf das nasse Pflaster fielen. Ihre Fingernägel schrammten über die Faust des Mannes, der fluchend ihre Haare gepackt hatte, und gruben sich, wie die Krallen einer wütenden Katze, tief in seine Haut. Dabei kam sie keuchend auf die Füße, duckte sich unter dem Arm des Mannes weg und machte einen Satz in den Nebel hinein.

Hätten die beiden Carabinieri dem Fremden dabei geholfen, den Inhalt seiner Börse aufzuheben, wäre sie ihnen trotz der Verletzung mit Leichtigkeit entkommen. Doch stattdessen machten sie sich sofort an ihre Verfolgung, und durch ihren keuchenden Atem hindurch hörte sie die Stiefel der Männer wie Pferdegetrappel auf dem Pflaster.

Nach einem Sprint von dreihundert Metern bog sie zweimal nach links und einmal nach rechts ab, und obwohl sie diesen Teil Venedigs gut kannte, verlor sie in der Dunkelheit und im Nebel die Orientierung. Plötzlich beschrieb die Gasse eine scharfe Linkskurve, und als sie um die Ecke bog, sah sie den *sot-toportego*, einen Durchgang, schwarz wie ein Minenschacht, der zu anderen Gassen führen konnte oder aber, wenn sie Pech hatte, ein-

fach auf einen Hof. Ohne nachzudenken, lief sie hinein und presste sich gegen die Wand. Gleich darauf hörte sie das Getrappel der Carabinieri um die Ecke biegen und registrierte mit Erleichterung, dass sie an dem *sottoportego* vorbeiliefen. Ihr verletzter Fuß brannte wie Feuer. Kurz bevor ihre Beine unter ihr nachgaben, ging sie in die Hocke. Sie würde ein wenig warten, um ganz sicher zu sein, dass die Männer nicht mehr in der Nähe waren, und dann nach Hause gehen. Sie war jetzt völlig erschöpft und konnte sich kaum noch bewegen. Ihr Mund fühlte sich steif an, mehr aus Angst als vor Kälte. Aus ihrer Nase tropfte Rotz und sammelte sich auf ihrer Oberlippe. Auf einmal kamen ihr mit überraschender Heftigkeit die Tränen, und sie versuchte gar nicht erst, sie zurückzuhalten.

Fünf Minuten später, als ihr rasender Puls sich ein wenig beruhigt hatte, stemmte sie sich an der Wand hoch – und hörte im selben Moment, wie die Schritte der Carabinieri sich wieder näherten. Der Takt, den die Absätze auf das Pflaster klopften, wurde lauter und lauter – gleich würden sie den *sottoportego* erreicht haben. Also ignorierte sie den Schmerz

in ihrem Fuß und humpelte hastig dem schwachen Lichtschein auf der anderen Seite des Durchgangs entgegen.

Normalerweise hätte er den *sandalo* sorgfältig vertäut, aber jetzt schlang er das dünne Tau, das am Bug des kleinen Ruderbootes befestigt war, nur zweimal um einen der beiden Pfähle, die den schmalen Steg trugen. Er rechnete nicht damit, dass er gezwungen sein würde, sich eilig zu entfernen, aber in dieser Situation war es besser, wenn er nicht erst einen Knoten lösen müsste. Es war praktisch windstill, und auch die immer noch steigende Flut würde nicht die Kraft haben, den *sandalo* abzutreiben.

Der Steg knarrte, als er seinen Fuß auf die Holzplanken setzte. In der nächtlichen Stille kam ihm das Geräusch so laut vor wie Gewehrfeuer. Zu seiner Erleichterung war das Wassertor des Gebäudes nicht abgeschlossen, die Klinke ließ sich lautlos nach unten drücken. Er machte einen Schritt in den Flur, stieß hart mit seinem linken Knöchel gegen einen Haufen Ziegelsteine und hätte vor Schmerz fast laut aufgeschrien. Im Schein der Ölfun-

zel, die von der Decke hing, sah er rechts den schmalen Aufgang zum Treppenhaus und links, ein paar Schritte von ihm entfernt, ihre Wohnungstür.

Vor der Tür blieb er stehen, klopfte und wartete. Als sich in der Wohnung nichts rührte, klopfte er erneut. Schließlich nahmen seine Ohren, die jetzt auf das leiseste Geräusch eingestellt waren, Schritte wahr, die sich langsam der Tür näherten. Dann ging die Tür auf, er sah das Erstaunen auf ihrem Gesicht und dann den Schrecken und wie sie instinktiv von der Tür zurückwich. Sie tat es, noch während die Tür einwärts schwang, und damit war im Grunde alles entschieden.

Hätte sie ihm in diesem Moment die Tür vor der Nase zugeschlagen und laut um Hilfe gerufen, wäre für ihn alles sehr viel komplizierter geworden. Aber sie beschränkte sich darauf, ihn mit weit aufgerissenen Augen anzustarren, und der Schlag in ihre Magengrube, der sie ins Zimmer schleuderte und ihr die Luft nahm, hinderte sie am Schreien. Sie fiel polternd auf den Holzfußboden und stöhnte wie ein Tier in der Falle, das nicht mehr hoffte, sich befreien zu können. Er drehte sich um

seine Achse, hob einen Fuß und trat die Tür hinter sich zu, wobei er sich so anmutig vor- kam wie eine Tänzerin aus dem Ballett des *Fenice*.

Sie lag auf dem Fußboden und hatte sich instinktiv zur Seite gedreht. Jetzt konnte er ihre Angst riechen – ein säuerlicher Schweißgeruch, der sich mit dem Duft des Veilchenparfums vermischte, das sie benutzte. Sie keuchte leise, aber solange sie nicht schrie, würde niemand sie hören. Einen kurzen Augenblick erwog er, mit ihr zu reden, doch dann erinnerte er sich, warum er gekommen war.

Er ging in die Knie und zog das Messer aus seinem Gürtel. Da zu befürchten stand, dass sie kreischen würde, wenn er ihr den Kopf nach hinten bog, um an ihre Kehle zu kommen, stieß er das Messer einfach in ihren Rücken. Dann drehte er sie um und riss ihr Kleid auf. Er legte seine Hand auf ihre Brust und spürte drei Herzschläge, unregelmäßig und schwach, wie Fische, die am Ufer zappeln. Als seine Daumen ihre Kehle zusammenpressten, um ihr den Rest zu geben, hörte er ein Geräusch an der Tür.